

Liane Dirks: Falsche Himmel

Roman. Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln 2006.

Apokalyptisches Kammerspiel

(*bu*) Stellen Sie sich vor, draußen herrschen Temperaturen um die vierzig Grad, die Ozonwerte spotten jeder Gesundheit, Stromausfälle gehören zur Tagesordnung und sauberes Wasser gibt es nirgends mehr. Nur schon ein Glas Gurken sein Eigen nennen zu können, gilt alsbarer Luxus. Irgendwo hat es eingeschlagen, ein Meteorit vielleicht, der die zweite Sintflut auslöste, eine Katastrophe war es in jedem Fall, denn der Planet ist nicht mehr, was er mal war. Die Menschen, die noch leben, sind Gezeichnete, die Haut weist Löcher auf beziehungsweise ist von Melanomen übersät.

Fraglos ein apokalyptisches Szenario, das sich Liane Dirks für ihren Roman „Falsche Himmel“ ausgedacht hat. Doch geht es der 51-jährigen Autorin weniger um ein möglichst realistisches Endzeitbild, die lebensfeindliche Situation wird lediglich in groben Zügen skizziert. Im Blick stehen eine Mutter und deren Tochter, die sich im 18. Stockwerk eines Hochhauses eingerichtet haben. Was der Leser liest, sind die Aufzeichnungen ebendieser Mutter, die eine eigenwillige Art des Tagebuchschreibens pflegt. Die meisten Einträge beginnen mit der Angabe der Zeit, der Temperatur und den aktuellen Ozonwerten, die sie von einer Leuchtanzeige ganz in der Nähe des Hochhauses ablesen kann. Was jeweils folgt, ist dann von höchst subjektiver Textur und verhandelt vornehmlich die Konsequenzen, die das globale Desaster mit sich bringt. Bei aller Verheerung bleibt die eine oder andere groteske Szene nicht aus: Was zum Beispiel soll die Aktionskünstlerin Loretta tun, jetzt, da ihr das Publikum fehlt? Dagegen wird ein Brief von Stalin kurzerhand unter „Witze“ einsortiert. Und nachts spät bittet Herr Donati zum Tango, und zwar nackt.

Doch was ist das für eine Figur, die uns diese Geschichten erzählt? Liane Dirks hält sich bei ihrer Protagonistin alle Optionen offen. „Mitte des Heftes“ beispielsweise erfährt der Leser, dass der Ich-Erzählerin offenbar etwas eingebaut worden ist – „deshalb bin ich auch angeschnallt“. Und als sie wenig später wieder erwacht, stellt sie fest, dass jemand ihr Zimmer aufgeräumt hat, um ihren Kopf spürt sie einen Verband, um die Rippen eine Bandage. Und wieder fällt ihr Blick auf „dieses Heft“, in das sie wohl geschrieben hat, auch wenn sie jetzt die Schrift nicht wieder erkennt – „eine Art Stenographie. Lesen konnte ich davon nichts.“ – Wer hat nun geschrieben? Wer hat was erlebt? Vielleicht nur in der eigenen Vorstellung durchgemacht?

„Falsche Himmel“ gehört zu jenen Romanen, die ohne Sicherheitsnetz gebaut sind. Wer klare Zuordnungen und einfache Verortungen erwartet, Geschichten mit einem dicken roten Faden also bevorzugt, der ist mit Liane Dirks Buch schlecht bedient. Dieser Roman ist nicht zuletzt auch ein raffiniertes Spiel mit den Mitteln, die Literatur zur Verfügung stellt, ein stetiges Ausloten der Möglichkeiten, insbesondere der Psychogramme, die ein einmal gegebenes Szenario erzwingt.

„Falsche Himmel“ ist ein apokalyptisches Kammerspiel, eine spezielle Art von Laborexperiment – die Versuchspersonen sind mit Bedacht gewählt, die Spannung ist gewährleistet, der Ausgang durchaus ungewiss.